

Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu Nr. 107.

Sonnabend, den 18. September 1915.

Betrachtung zum 16. Sonntag nach Trinitatis.

Apostelgeschichte 14, 22-34.

Ein Christ ist selig in der Trübsal, er behält sein heiteres, gottvertrauendes Gemüt, er kann lachen unter Tränen, Not und Schmerz. Das zeigt uns auch der Apostel Paulus und sein Begleiter Silas, welche wir im gegenwärtigen Schriftabschnitte in dem Kerker zu Philippi antreffen. In der Hauptstadt Macedoniens, in Philippi, war ihr Wort nicht ohne Eindruck geblieben, viele aus dem Volke folgten ihnen nach und machten auch gleich Ernst mit ihrem Christenglauben. Aber die Sünden natürlich hörten die Predigt von dem Heile in Christo Jesu nicht gern — es war da auch die Rede von den Sünden der Menschen, und die Sünden wollen sich nicht gern lösen lassen in ihren Sündenwegen. Das Volk wird erregt gegen Paulus und seine Begleiter. Die Hauptleute mischen sich ein, ergreifen sie und übergeben sie dem Kerkermeister in Philippi. Hier greift nun unser Gotteswort ein und erzählt nun das Weitere — von dem Gebete der Apostel, von ihrem Loben und Danken zu Gott im Gefängnis, worauf ein Erdbeben entsteht, und die Türen aufgetan werden, und der Kerkermeister dann, im tiefsten Innern ergriffen, die Männer bitten, mit in sein Haus zu gehen und ihnen das Wort Gottes zu sagen. „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst Du und Dein Haus selig“, ruft ihnen der Apostel zu, als er so die nächtliche Gemeinde um sich versammelt sieht. Und das ist auch der Quell, aus dem wir immer wieder Trost, Kraft, Mut und Seligkeit schöpfen können, wenn schwere, harte Zeiten von uns zu durchkämpfen sind. Wie unselig, ferne von Gott, ohne Hilfe, trost- und friedlos ist immer die Welt, welche den Glauben an Jesum Christum, den Heiland verloren hat. In diesem Kriege fühlen wir es recht sehr. So viel Klagen, Murren, so viel Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit bei denen, welche keinen Glauben haben. Ganz anders sind sie wie die anderen, die voll Glaubens sind. Diese suchen die Ruhe und den Trost ihres Heilandes, halten sich zur Kirche, zum Gottesworte in diesen schweren Zeiten, gehen zur Kriegesbetstunde, und immer finden sie dort etwas, was ihnen Trost gibt, woran sie sich aufrichten können, wenn die Sorge um den in der Ferne und um die Zukunft des Vaterlandes das Herz schwer machen will — sie glauben an den Herrn Jesum Christum, sie können heilen, loben und danken unter dem Drucke von Not und Sorge noch — sie sind wie Paulus und Silas im Kerker zu Philippi, welche in der Nacht, in ihren Fesseln dort beten und Gott loben und preisen. Wie manche Kriegswitwe in ihrer Herzensnot hat im Glauben ihren Trost und ihren Halt wiedergefunden. Sie weinte und trauerte um den Gefallenen, den Gefährten des Lebens, den Vater ihrer Kinder, aber unter den Tränen kam das schöne Wort hervor: „Wir Kriegstrauernden müssen uns immer wieder auf den Standpunkt des Dankes stellen und können nicht genug danken für das schöne, große Glück, das wir an der Seite des Teuren genießen durften — nun ist es mit einem Male ausgelöscht, aber es erscheint uns nun erst recht als ein großes Glück, welches hinter uns liegt und unvergänglich bleibt im Leben.“ In späteren Tagen, wenn das Herz sich mehr beruhigt hat, geht dann auch von diesem Glück ein heller Schimmer in das ganze weitere Leben aus und gibt ihm ein gesegnetes Streben

und ein heiliges Ziel; denn in Christo Jesu glauben wir auch an eine Auferstehung und an das ewige Leben. Ja, loben und preisen und danken für die Gnade Gottes, die uns widerfahren ist, auch in schweren und bösen Tagen — das gibt uns Mut und Festigkeit des Herzens wieder. Erst glauben an den Herrn Jesum Christum, damit wir und unser Haus selig werden — dann loben, preisen und danken im Kerker noch, in der Verlassenheit, in aller Trübsal — so will uns der Herr haben, so will uns auch die Kriegszeit haben, und so überwinden wir die schwere Zeit des Vangens und alle Trübsal, die uns auferlegt ist, bis dann die Gnadensonne uns wieder helle strahlt im Leben.

Ein Sozialdemokrat beim Kaiser.

Der badische Sozialdemokrat Anton Hendrich schildert in dem nachfolgenden Artikel, der dem Büchlein des Verfassers „Mit dem Auto an die Front“ (französische Verlagsbuchhandlung in Stuttgart) entnommen ist, eine Zusammenkunft mit dem Reichskanzler und mit dem Kaiser. Die Schilderung der Person des Kaisers ist ein bereites Zeugnis von dem tiefen und nachhaltigen Eindruck, den der oberste Kriegsherr auf den Sozialdemokraten gemacht hat.

Als ich in Flandern war, kam eines Tages ein Telegramm an, das mich zum Kaiser ins Große Hauptquartier berief. Der erste Beamte des Reiches hatte bei aller politischen Gegensätzlichkeit Gefallen an einer Schrift von mir gefunden und mich schon in Berlin zu einer Unterredung geladen. Nun wollte er von meinen Eindrücken an der Front hören. Der Schnellzug brachte mich in sieben Stunden ins Hauptquartier. Meine einzigen Reisegefährten waren ein Hauptmann von den Karlsruher Leibgrenadiern, dem beide Hände von einer französischen Revolverkugel zerschossen waren, und dessen Bursche, der ihn fütterte, wie ein kleines Kind. Durch wohlbestellte Felder rasste der Zug in das kleine Städtchen, das der Jubelgriff wohlgepflegter Langeweile und der Sitz des deutschen Hauptquartiers ist. An der breitesten Straße liegt das Patrizierhaus, worin sich der Reichskanzler mit seinem Beamtenstab eingerichtet hat.

In einem großen Zimmer, geschmückt mit der ruhigen Fülle des französischen Geschmacks, stand der Kanzler des Reiches, groß und aufrecht, und gab mir seine weiche starke Hand. Ich kenne die Sehnsucht vieler Mißzufriedener nach einem zweiten Bismarck. Ich aber bin dem Schicksal für diesen Kanzler dankbar. Als Deutschland unerkannt und erst im Werden war, da brauchte es das Genie und den Mann der ganzen Hemmungslosigkeit, der Bismarck war. Das Volk bedurfte eines Menschenbildes, das stark vor ihm herging. Aber jetzt in seiner Not ist das Volk selbst in Einheit und Stärke Bismarck geworden. Wir stehen da unerschütterlich und von einem weltgeschichtlichen Willen durchweht, so wie es vor 45 Jahren nur beim eisernen Kanzler der Fall war. Das deutsche Volk ist selbst Eisen geworden, und unsere Feinde heißen sich die Zähne daran aus. Alle Entwicklung geht von der Einheit zur Vielheit. So war Deutschlands Werden. Und darum ist der schlechte Kanzler des großen Krieges der providentielle Kanzler, so wie der drohende Kanzler des kleinen Krieges damals der einzige mögliche führende Mann war; von Bethmann Hollweg

ist in seiner ganzen Person nur ein Stück des ringenden heutigen Deutschlands. Seine Haltung ist ungewandte Zuverlässigkeit, sein Auge aufrichtiges Forschen und sein ganzes Wesen verhaltene Festigkeit ohne einen Schatten von Pose. Es liegt ein demokratischer, fast altrömischer Zug in der Tatsache, daß es jetzt nicht das überragende Genie eines einzelnen ist, die es schafft, sondern die strenge Tüchtigkeit und die unerschütterliche Redlichkeit vieler. Und unter diesen vielen ist der Reichskanzler der erste.

Was ich mit dem Kanzler geredet?

Ueber nichts als über die Möglichkeiten, wie nach dem Kriege bei aller Anerkennung der Notwendigkeit und Selbständigkeit der Parteien des Volkes Kräfte doch so gesaft werden können, daß aus der immer größeren Entfernung des zersetzenden Mißtrauens die wachsende Nähe schaffender und aufbauender Achtung wird. Ueber das, was von oben her in Gesetzgebung und Handhabung des Gesetzes geschehen muß, um das Vertrauen in die Regierung herzustellen, aber auch über den Wahnsinn, der darin besteht, wenn die Besatzung eines gestrandeten Schiffes auf eine einsame Insel unter sich in Streit und Zwiespalt und Feindschaft gerät.

Der Kanzler muß dem Kaiser von unserer Unterredung erzählt haben, denn am anderen Morgen, kurz vor 11 Uhr, als ich eben meine sieben Sachen gepackt und noch die alte Hauswirtin getroffen hatte, die seit Kriegsbeginn von ihren zwei Söhnen, zwei jungen französischen Offizieren, kein Wort mehr gehört hatte, kam eilig Legationsrat A. mit der Nachricht, der Kaiser warte auf mich. Ich solle nur gerade kommen wie ich sei. Durch einen kleinen Park wurde ich geführt, unterwegs von einem aus dem Gebüsch tretenden Posten angehalten, aber auf einen Wink des Adjutanten wieder weitergehen gelassen. Hinten auf einem freien Platz unter hohen Bäumen saßen auf einer Bank der Kaiser und der Kanzler.

Als der Kaiser mich allein aus dem Gebüsch treten sah, stand er auf und ging mir entgegen. Frischer und herzlicher haben mir auch die nächsten Freunde die Hand nicht geschüttelt als er bei dieser ersten Begegnung. Bei aller achtungsvollen Distanz war vom ersten Augenblick an ein ganz und gar freies Verhältnis von Mensch zu Mensch hergestellt, das kein langes Suchen und Laufen nach dem Innern nötig machte. Der Kaiser sprach gleich von meiner Kriegsschrift, die er mit Interesse gelesen habe, und fragte mich dann, da er wohl den Vorgang mit dem Posten bemerkt hatte, wer nach meinem Dafürhalten ihn wohl hier in Feindesland als Schutzwache persönlich umgibt. Ich wußte es natürlich nicht, und der Kaiser hatte seine Freude daran, mir mitzuteilen, daß die Besatzungstruppen der Stadt zum großen Teil aus Sozialdemokraten beständen. Ganz hervorragende Kerle seien es. Während dieser einleitenden Worte hatte ich Gelegenheit, den Mann und fürsten, der im Mittelpunkt des Weltkrieges steht, einmal frei und ruhig auf mich wirken zu lassen. Ich schaute in ein paar hellblaue, blühblanke Augen, aus denen viel geschmolzener Stahl herausleuchtete; sah in ein merkwürdig frisches, energisches Gesicht mit feiner einzigen Falte außer einem ganzen System von Krähenfüßen um die Augenwinkel, und entdeckte aus dem sorgenvollen Bilde, das man in den letzten Monaten überall in den Schaufenstern sah, nichts als die ganz weiß gewordenen Schläfen. Aber in dem straffen, elastischen Körper mit den hohen gelben Reiterstiefeln und der einfachen Eitewka, die kein einziger Orden zierte, steckte viel drängen-

An der Adria

Originalroman von D. U. Revel.

45)

(Nachdruck verboten.)

„Du hast recht, liebes Kind. Um so mehr, als wir heute dem Hauptmann von Rodic versprochen haben, ihn in Castelnuovo zu besuchen.“ Und sich an Vera wendend: „Damit geht endlich der sehnlichste Wunsch meiner Frau in Erfüllung, ein Fort von innen zu sehen. Rodic ist nämlich der Kommandant des Forts Spagnuolo, das infolge seiner malerischen Lage oberhalb der Ruinen alter Befestigungen das besondere Interesse meiner Frau wachgerufen hatte. Außerdem sind wir dem Herrn in Castelnuovo auch einen Besuch schuldig“, fuhr er weiter fort, das Wort an seinen Bruder richtend. „Bist du nicht mitkommen? Castelnuovo ist wirklich lebenswert und eine der schönsten gelegenen Städte, die ich kenne.“

„Ich möchte heute nicht weg von hier“, sagte Joseph ernst. „Franziska soll nicht allein bleiben.“

„Du hast recht. Berzeih, Franz! Ich vergaß ganz.“

Vera Wirscheff reichte Luigino die Hand. „Und ich will Abschied nehmen von Ihnen, Herr Leutnant. Ich werde wohl heute oder morgen nach Italien reisen. — Möglicherweise auch nach Berlin. — Soll ich Ihre Frau Mutter grüßen?“

„Natürlich. Tausendmal. Von mir und Melitta. — Aber, Ihr Entschluß kommt so plötzlich? Meines Wissens hatten Sie doch die Absicht, länger hier zu bleiben?“

„Ja. Aber eine wichtige Angelegenheit und ein Auftrag meines Vaters zwingen mich, die Reise zu unterbrechen. Nach Erledigung meiner Geschäfte aber kehre ich wieder nach Cattaro zurück, um meine Freundin nicht ganz allein zu lassen.“

„Denn also auf frohes Wiedersehen! Und glückliche Reise!“

Gentile war in einer höchst kritischen Lage und wußte nicht, ob es nicht geraten war, gleichfalls abzureisen. Der Gedanke, den Kolibin etwas Schriftliches hinter-

lassen haben konnte, beunruhigte auch ihn. Noch mehr aber die Aufregung des Jovo Jovacic! Solche Leute waren imlande, in ihrer Not und ihrem Rachegefühl irgend etwas zu begehen, was sich dann nicht so leicht wieder gut machen läßt.

Er ging auf sein Zimmer, das er sich im Hotel Stadt Trieste gemietet hatte, um die eingelaufenen Briefe und Zeitungen einzulesen.

Die „Tribuna“ brachte in einem längeren Aufsatz die Nachricht, daß die Ernennung des Fürsten Miruovo zum Minister unmittelbar bevorstehe und nur noch der Ratifikation des Königs bedürfe. Die unklaren Dienste, die der Herr Kabinettsverwalter, hieß es in diesem Blatt, dem äußeren Ministerium geleistet hat, seine Geschäftsfähigkeit in der Erkundung jener fraglichen Gebiete, die uns schwer zu schädigen imstande sind, läßt den allgemeinen Wunsch laut werden, den Fürsten als den alleinigen Leiter und verantwortlichen Mann auf diesem Ministerposten zu sehen.

Das Blatt verlor sich dann in weiteren Kombinationen, die eine Verklärung und größere Befestigung der Diktatur Italiens in Aussicht nahmen.

Gentile war im allgemeinen die Politik herzlich gleichgültig. Wenn er sich mit Montenegro in gewisser Hinsicht eingelassen hatte, fand das darin seinen Grund, daß er Melitta ihres mächtigsten Schutzes, des Fürsten Miruovo, berauben und sie vollständig isolieren wollte. Denn sobald der Fürst Kenntnis davon bekam, daß die von ihm teuer bezahlten Pläne der wichtigsten, dalmatinischen Forts auch in Cetinje bekannt geworden waren, lag die Annahme nicht fern, daß Melitta ein Doppelspiel mit Italien und Montenegro spielte, um doppelt zu verdienen. Die Folge davon würde sein, daß Miruovo Melitta einfach fallen ließ und die vielleicht zwischen ihr und seinem Neffen Andreas projektierte Heirat hinfällig wurde. Melitta war dann vogelfrei, ein Rückkehr ihrerseits nach Italien ausgeschlossen, so daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich ihm — Gentile, der sie gläubender und leidenschaftlicher als je begehrte, — in die Arme zu werfen. Eine Ernennung

Miruovos aber zum Minister und infolgedessen das Steigen des Ansehens der Familie des Fürsten könnte doch wieder den Ehrgeiz in Melittas unberechenbarem Herzen wachrufen und sie ihm für immer entziehen.

Deshalb mußte diese Ernennung des Kabinettsverwalters unbedingt vereitelt werden, selbst wenn die ganze Espionagegeschichte von den radikalsten Blättern aufgedeckt werden sollte.

Gentile hatte nur die eine Befürchtung, daß Jovo Jovacic durch irgendeine unüberlegte Boreiligkeit den ganzen Plan über den Haufen werfen könnte.

Und was er befürchtete, trat auch ein. — Es war einen Tag später. Melitta hatte eben den Grundriß und die Skizzen des Forts Spagnuolo an die Adresse des Fürsten abgeben lassen — d. h. hatte den Brief der Stammetta anvertraut, die nichts Eiligeres zu tun gehabt hatte, als den Brief erst dem Grafen Gentile zu bringen —, als eine Ordonnaß den Herrn Leutnant zu sprechen wünschte und diesen auf einer sofort einberufenen Offiziersversammlung zum Herrn Obersten zitierte.

Melitta war es sehr lieb, daß Luigino sie verließ. Sie fühlte sich wirklich so elend, so vollkommen abgespannt, daß sie sich nach einem Augenblick der Einsamkeit sehnte. Sie sah selbst ein, daß sie doch nicht diejenige Frau war, für die sie sich gehalten. Ihr fehlte die Kraft, die physische und seelische, auf die Dauer diesen Aufregungen und Gefahren stand zu halten.

Bei jedem leisesten Geräusch schrat sie zusammen, in der Angst, man wollte sie verhaften; in jedem harmlosen Gespräch glaubte sie irgendeine Anspielung auf sich zu entdecken. Eine Art Verfolgungswahn hatte sich ihrer bemächtigt und ihre Nerven derart überreizt, daß es sie drängte, so reich wie möglich diesem gräßlichen Dasein ein Ende zu machen.

Nur ein Ende! Nur ein Ende! Nur weg, weg von hier, wo sie hinter jedem Baum, aus jeder Schließart ein Gewehr auf sich gerichtet sah, — die Beurteilung der Espionin durch das Standrecht.

(Fortsetzung folgt.)